
Esaïe Djomo

Der Europäer in kolonialer Situation: Selbstwahrnehmung und Selbstinszenierung

Der Europäer in kolonialer Situation kommt als Held in der Literatur vor. Seine darin inszenierten Haltungen, Handlungen und Verhaltensweisen sind erst auf dem Hintergrund der sein Selbstverständnis konstituierenden Lebensmaximen zu verstehen. Die Kolonialliteratur inszeniert ihn als einen unter extrem schwierigen menschlichen Bedingungen und Umweltverhältnissen agierenden Vollstrecker einer humanitären Mission, dem gerade deshalb nichts im Wege stehen darf. Die Literatur zeigt ihn in allen seinen kolonialen Funktionen: Hier tritt er auf als Kolonialadministrator, -krieger, -missionar, Farmer (Siedler), Geschäftsmann, Lehrer usw. Die Forschung hat diese Figur selten berücksichtigt. Besonders in solchen imagologischen Studien, die das Augenmerk auf die Figur des Kolonisierten lenken, ist diese Gestalt als Gegenfigur präsent. Erkenntnisse über sie lassen sich hier jedoch nur per Deduktion gewinnen.¹

In diesem Aufsatz gehe ich auf die Figur des Europäers ein. Daß diese Figur hier nur in einigen wenigen seiner Funktionen dargestellt werden kann, versteht sich von selbst: Am Beispiel des Deutschen wird der europäische Kolonist in seiner Funktion als Geistlicher, als Frau und als Siedler/Farmer beobachtet. Vorweg sei die Figur grob porträtiert.

Wer ist der europäische Kolonist?

Der europäische Kolonist ist kein Einreisender, der aus Entdeckungslust und anderen, wie auch immer gearteten Gründen sich temporär in der Fremde aufhält. Er ist ein Grenzgänger besonderer Art. Durch den Grenzgang trennt er sich definitiv von seiner Herkunftsheimat. Und dieses „definitiv“ läßt sich motivieren: Der Kolonist ist ein in seiner eigenen Heimat sozial oder wirtschaftlich Gescheiterter. Der abenteuerlich gewagte Sprung, ja die Flucht in die Fremde wird deswegen als Suche nach Glück, nach ei-

1 Vgl. beispielsweise Magèye Kassé, *Le personnage du Noir dans la littérature allemande de 1870 à 1939*. Diss. Masch. Paris (III) 1980; Amadou-Booker Sadjì, *Das Bild des Negro-Afrikaners in der deutschen Kolonialliteratur (1884–1945)*. Ein Beitrag zur literarischen Imagologie Schwarzafrikas, Berlin 1985; S. Chalaye, *Du Noir au nègre. L'image du Noir au théâtre de Marguerite de Navarre à Jean Genet (1550–1960)*, Paris/Montréal 1998.

ner besseren Existenz, einem besseren Dasein unternommen. Auf diesem Hintergrund überschreitet er eine fremde Grenze mit dem Ziel, das neue Land in Besitz zu nehmen. Aus dem „Neuland“ soll eine neue Heimat werden. Mag sein, daß man im eigenen Land gescheitert ist. Das mit „Palmen und Bananen“, „lockende Eiland“, wie Felix Dahn² die Kolonie beschrieb, bietet dem Gescheiterten die Möglichkeit, sich, sozusagen, zu „revanchieren“. Der Heimat kehrt er den Rücken, doch mit dem Entschluß, „Daß wir im Urwald errichten ein Reich/ An Schöne dem alten Vaterland gleich.“³ Damit die Wirklichkeit wird, muß man sich die fremde Natur, die dementsprechend menschenleer sein muß, aneignen, und zwar dadurch, daß man Strukturen und Werte jener Kultur, in der man gescheitert war, hier rekonstruiert. Man kolonisiert, indem man die fremde Welt (eigentlich die Welt des Fremden!) bezwingt. Symbolisch wie praktisch muß er alles Fremde in seine Sprache übersetzen, um auf diese Weise das Gefühl des Fremdseins zu überwinden, so zum Beispiel durch Umbenennen des Landes: New Caledonia, Neuseeland, Afrique Equatoriale française, Deutsch-Südwestafrika, usf. Man führt seine eigene Sprache und seine Schule ein und negiert fremde Werte und Kultur.

Die folgenden Verse aus den sechs Vierzeilern des bereits genannten Lieds von Wilhelm Rau verraten dieses Programm und geben gleichzeitig über die psychische Struktur jener „auswandernde(n) Kolonisten“ überdeutlich Einsicht:

„Wir haben kein Land, kein Haus, kein Geld“; „Wir haben nicht Acker, wir haben nicht Halm“; „Wir trau’n unserm Fleiß, wir trau’n unsrer Kraft/ Die aus der Wildnis Neudeutschland schafft“; „Wir nehmen Weib und Kind mit hinaus“; „Wir nehmen Gesangbuch und Bibel auch mit“; „Wir nehmen die deutsche Sitte mit fort“; „Wir wollen versuchen im fernen Land/ Ob man ehret die deutsche fleißige Hand“⁴.

In diesem Selbstporträt ist der Kolonist ein armer Mann. In der Fremde soll aber aus ihm ein Großgrundbesitzer werden. Wie wir an einigen Porträts sehen werden, scheitert der Auswanderer in seinem eigenen Land wegen Faulheit und Schwachsinn, doch mit ihm eigentlich unbekannten Tugenden reist er in die Fremde: Fleiß und Tatkraft. Aus einem Schwachen im eigenen Land muß nun ein Starker in der Fremde werden. Im Kontakt mit der

2 F. Dahn, Lied der Deutschen jenseits der Meere (1887), in: ders.: Gesammelte Werke. Erzählende und poetische Schriften. Neue wohlfeile Gesamtausgabe. 2. Serie: Bd. 7. Gedichte II, Leipzig/Berlin, o. J., S. 596.

3 W. Rau, Morgenlied auswandernder Kolonisten auf dem Meere, in: Kolonie und Heimat 6 (1912/12), Nr. 37, S. 13.

4 Ebenda.

Fremde vertritt er fast krankhaft jene Kultur, in der er gescheitert ist und die ihn als Außenseiter vertrieben hat. Anders betrachtet, muß er als schwaches Glied einer starken Gesellschaft ausscheiden. Der Kontakt mit der Fremde bietet ihm die Möglichkeit, Herrschaft auszuüben und zu genießen. Der existentiellen Not ist er feige entflohen. In seinem Zufluchtsort muß aus ihm ein mutiges Subjekt der Geschichte werden. Sein einheimisches Ebenbild muß de facto ein feiger Mensch sein. In seinem Land litt er unter dem Gefühl, beherrscht zu werden; aus dem Einheimischen soll zwangsläufig ein Beherrscher werden. Sonst hat sich das Risiko nicht gelohnt. Ausgrenzung hat er in seiner Heimat ertragen müssen; in der als neue Heimat hochstilisierten Fremde muß er zwischen sich und den Fremden wieder Grenzen ziehen. Als Fehlerscheinung in seinem eigenen Vaterland muß er aus dem Fremden einen Wilden machen, um sein neues Menschsein in Anspruch zu nehmen. Er war mal ein Kleiner unter den Kleinsten und ertrug Geringschätzung in seinem Vaterland, nun muß er einen Kleineren finden. Das Gefühl des Beherrschtseins quälte den Beherrschten: der Kolonist muß die fremde Machtstruktur beseitigen, um Herr über das Land zu werden. Dies bewerkstelligt er durch physischen oder symbolischen Totschlag des einheimischen Herrschers und putscht sich auf diese Weise an die Macht. Als Größenwahnsinniger ist er eigentlich innerlich von Ängsten gequält: Die Angst vor der Entfremdung lauert in der Ecke und erdrückt ihn! Vor allem darf er in seinem Kolonialunternehmen nicht wieder scheitern. Er ist eigentlich ein Schwacher, das darf aber niemandem auffallen. Daher muß er öffentlich, vor allem in der Gegenwart ihm fremder Menschen, nur autoritär auftreten, in der Regel mit seinen Machtinstrumenten: Peitsche und Pistole. Man greift an, um nicht angegriffen zu werden. Das Ausgegrenztsein als „armer Wisch“ in seinem Land war ihm eine unerträgliche Strafe; in der Kolonie setzt er sich keine Grenze in der Ausübung der Bestrafung des Fremden. „Was sind ein paar Schambockhiebe über den Rücken eines Giftmörders gegenüber der langsamen Vernichtung unserer Gesundheit und der Existenz einer ganzen Familie?“⁵

In seiner Selbstinszenierung tritt der Kolonist auf als nostalgischer Botschafter jener Zivilisation, die ihn vertrieb. Eigentlich aus schlechtem Gewissen muß er auf Lüge, die ja zuhause verpönt war, wieder zurückgreifen, um die wirklichen Gründe seiner besitzergreifenden Präsenz in der Fremde zu verschleiern. Man entdeckt den Mythos von Kulturmission. Das Gefühl, den Unzivilisierten ein bißchen Kultur beizubringen, bestätigt das Eigene in seinem Überlegenheitswahn und seiner Herrenlage.

5 A. Cramer, Weiß oder Schwarz. Lehr- und Leidensjahre eines Farmers in Südwest im Lichte des Rassenhasses, Berlin 1913, hier zit. nach M. Schröder, Prügelstrafe und Zuchtungsrecht in den deutschen Schutzgebieten Afrikas, Münster 1997, S.109.

Der Geistliche, eine ambivalente Figur

In kolonialer Situation wirkt der Geistliche als eine ambivalente Gestalt. Er versteht sich als Verkünder christlicher Botschaft an die Wilden, tritt aber auf mit „Kreuz und Schwert“. In Paul Keding's Kriegsroman „Deutsch-Südwest“⁶ zählt der Missionar Volkmann zu den positiven Figuren. Er wirkt als Helfer der Schwarzen und Vermittler zwischen den Fronten. Aus Sorge um den wirtschaftlichen Zusammenbruch der Herero durch den von ihnen betriebenen Landverkauf schlägt er der Regierung vor, für Schwarze „Stammesreservate“ unter Aufsicht der Mission zu errichten.⁷ Ein Vorschlag, den der Distriktschef mit der Begründung zurückweist, dies würde bedeuten, sich die Hände zu binden, obwohl das Land noch nicht ganz erschlossen worden sei. Die Herero wären doch nicht gezwungen, ihr Land zu verkaufen. „Wachsende Besiedlung der Kolonie mit Weißen und zunehmende Verarmung des Schwarzen sind leider schwer voneinander zu trennen.“⁸ Aus Mitleid mit den Schwarzen ist er sogar bereit, sich an Berlin zu wenden, da die lokale koloniale Administration keine Bereitschaft zeigt, die Interessen der enteigneten Herero zu schützen. Im administrativen Lager sorgt seine Haltung für großen Ärger:

Die Mission fährt grobes Geschütz auf! Da wird ja manches Aktenstück von Berlin nach Windhuk und zurück wandern! [...] Dem Missionar erscheint die

6 P. Keding, *Deutsch-Südwest*. Schauspiel in vier Aufzügen, Leipzig 1932. Das Stück erschien im selben Jahr zunächst unter dem Titel „Marta von Greifenthal, ein Schauspiel“ und wurde von H. Grünbaum in Kassel als Manuskript gedruckt und vervielfältigt. Mit dem textidentischen Drama, nun unter dem Titel „Deutsch-Südwest, ein Schauspiel“, nahm Keding im selben Jahr am „Diedrich-Eckart-Wettbewerb“ des Verlags Philipp Reclam jun. in Leipzig teil. Das Stück wurde, zusammen mit zwei anderen Volksschauspielen, preisgekrönt. Das mit der ersten Edition textidentische Schauspiel erschien nun als Nummer 7299 in der Reihe „Reclams Universal Bibliothek“. Unter der Personenliste werden dargestellte Zeit und Ort des Geschehens gleich genannt: „Das Stück spielt Anfang 1904 in Deutsch-Südwest-Afrika im mittleren Hererolande.“ Nachfolgend wird nach dieser Reclam-Ausgabe zitiert.

7 P. Keding, *Deutsch-Südwest* (Anm. 6), S. 32. Dies tut er anscheinend doch wohlwollend. Krüger unterstreicht die ambivalente Rolle der Mission als Institution in dem genannten Krieg und differenziert sie von Handlungen einzelner Missionare (S.163-182). Im Jahre 1905, also noch während des Krieges, setzte sich diese Politik durch, in der Form von „Konzentrationslagern“ für die Herero, die später in der südafrikanischen Ära unter den Namen „Reservat“ weiterbestanden. Vgl. G. Krüger, *Kriegsbewältigung und Geschichtsbewußtsein*, Göttingen 1999, S.126-143 und 239-264. In Namibia so erprobt, wurde diese Politik, nun in der Republik Südafrika selbst, unter dem Namen „Apartheid“ 1948 offiziell eingeführt.

8 P. Keding, *Deutsch-Südwest* (Anm. 6), S. 33

Sorge für die Eingeborenen als unsere höchste Pflicht! – Nun, es gibt aber auch noch eine Regierung in Südwest!“⁹

Anders als Missionar Volkmann in Kedings Südwest-Drama hat Pfarrer Reinhardt im Eva Seecks Südwest-Stück¹⁰ längst Partei ergriffen für die deutsche Sache und handelt auch dementsprechend. Bei der Belagerung der Festung Okahandja durch die Herero ist Reinhardt sogar bereit, in den Kampf für die Befreiung der Stadt zu gehen. Auf von Hagens Bericht über die Rettung der Farmer Bergs reagiert er ganz emotional:

„Das war ein Meisterstück von Ihnen, wirklich,
 Sie rannten mitten in den Feind hinein!
 Wohl Ihnen, daß Sie nicht des eignen Todes dachten,
 Und handelten, wie es dem deutschem Mann geziemt!
 Des Mannes höchste Ehre ist die Tapferkeit.
 Wer nicht für andre sein Leben wagt,
 Der ist ein Stein im Weg der Menschen.
 [...]
 Doch fördernd ebnen jene Anderen die Wege,
 Daß froh, lebend die Menschheit schreiten kann,
 Und in dem heitren Räderwerk die Arbeit segenvoll gedeiht.
 Und geben sie ihr Leben vollends hin,
 Sind sie der Boden, der die Früchte trägt,
 Der Grund zu größern Taten!“¹¹

Dieser Vertreter des Klerus ist es, der im Stück das letzte Wort ergreift, um die heimkehrenden siegreichen Helden zu glorifizieren. Die Regieanweisung zur Schlußszene stellt ihn in die Positur des Christus in der Bergpredigt: „Das Volk macht ihm Platz. Reinhardt stellt sich auf einen größeren Stein, der zufällig dort liegt“, und dem Lester/Zuschauer begegnet ein Kolaborateur und Mitkämpfer der deutschen Kolonialkrieger.¹² Wie Christus in der Bergpredigt, so Reinhardt hier in einer „Gesteinpredigt“. Der Text dieser eigenartigen Predigt besteht aus 76 Versen und stellt damit die läng-

9 Ebenia, S. 34.

10 E. Seeck, Um Südwest. Ein Schauspiel in 5 Akten aus der Zeit des Krieges 1904/07 in Deutsch-Südwestafrika, Baden-Baden 1926.

11 Ebenda, S. 32.

12 Aus der Geschichtswissenschaft liegen viele Beiträge vor, die diese ambivalenten Facetten der Missionare im Zeitalter der Kolonisation darstellen. Siehe insbesondere den von Wilfried Wagner neuerdings herausgegebenen Sammelband Kolonien und Missionen. Referate des 3. Internationalen Kolonialgeschichtlichen Symposiums 1993 in Bremen. Münster/Hamburg 1994. Verwiesen sei darin auf die Beiträge von H. Gründer, Mission und Kolonialismus – Historische Beziehungen und strukturelle Zusammenhänge, S. 24-37; W. Wagner, Der Tod des August Lett – Martyrium? – Agentenschicksal? – Konfliktkalkül?, S. 67-79. Und was die deutsch-südwestafrikanische Kolonie anbelangt, siehe G. Krüger: Kriegsbewältigung (Anm. 7), Kap. 3.5. „Die Rolle der Mission“, S. 163ff.

ste Replik im ganzen Text dar.¹³ Aber anders als der Sohn Gottes predigte, wird den Zuhörern der „gerechte Kampf“ um Land für Deutschland vorgeschrieben. Hier kommt nicht der Kleriker zu Wort, sondern der Kämpfer und Propagandist, der seine Kampfgenossen und „geprüfte(n)“, heimkehrenden „siegreichen Helden“ glorifiziert. Im Kontext des politischen Diskurses der Weimarer Republik zum Thema Kolonie positioniert sich der Pfarrer Reinhardt extrem rechts. Im Duktus der Blut-und-Boden-Ideologie appelliert er an die Deutschen, als Ehrung der Toten das bereits erworbene „Geschenk“ zu bewahren, damit das Blutopfer nicht umsonst gewesen sei:

[...]
„Halte fest, was du hast,
Auf das keiner dir die Krone nehme!“
Ja, haltet fest, was Euer ist!
Haltet es fest, Ihr Deutschen!
Laßt Euch das schwer errungne Gut nicht nehmen,
Das in gerechtem Kampfe Ihr erworben,
Redlich bezahlt mit edlem, deutschen Blut! (ZZ.21-27)
[...]
Die toten Helden fordern es von uns,
Daß wir das Werk vollenden,
Das mit Zuversicht sie selbst begannen,
Und eine Schande wär's, die Wünsche nicht zu achten,
Die Sterbende auf ihren Lippen hauchen!
Ehrt unsre Toten! Zeigt Euch dankbar! (ZZ.57-62)

Diese Äußerung erinnert stellenweise an Ideologeme, die in der Weimarer Republik gang und gäbe waren, nämlich die auch durch andere Medien immer wieder betonte Forderung nach der Rückgabe verlorener deutscher Kolonien und die feste Überzeugung, daß das Verlorene nur übergangsweise in fremden Händen sein würde. Um dieses Ziel zu erreichen, fehle es den Deutschen an nichts, besonders nicht an „Helden“, die „zum Sterben“ für das Vaterland bereit seien

Wir brauchen unsere Kolonien,
Wir brauchen mehr sie denn als andre Länder,
Und nicht umsonst soll edles Blut vergossen sein. (ZZ.35-37)
[...]
Dum lasset niemals uns verzagen
In größtem Elend, größter Not! (ZZ.72-73)

13 E. Seeck: Um Südwest (Anm. 10), S. 77ff.

Die Verhaltensweise dieser Figur erinnert an tatsächliche Haltungen einiger Vertreter der Kirche zur Zeit der Widerstandskämpfe in den deutschen Kolonien.¹⁴

Die deutsche Frau: Helferin und Bollwerk gegen Entartung

In ihrem Selbstverständnis tritt die Frau in der Kolonie als die zuverlässige Helferin des Mannes und als Bollwerk gegen die Entartung auf. Keding inszeniert eine solche tatkräftige deutsche Frau: Marta von Greifenthal. Die gleichnamige Heldin des Schauspiels folgte ihrem Vater Greifenthal nach Deutsch-Südwest. Sie zeigt für die Arbeit in der neuen Heimat Entschlossenheit und Opferbereitschaft. Für sie ist die Kolonie das, „was ihrem Leben Inhalt gegeben hat“; sie läßt sich daher nicht von einem Mann „als Gefährtin“ wieder nach Deutschland „entführen“¹⁵, auch dann nicht, wenn der Vater getötet ist und der Krieg Hab und Gut zerstört hat. Stellvertretend für die verstorbene Mutter wirkt sie an der Seite ihres Vaters als eine eiserne Lady. Sie unterstützt ihn fanatisch und fast krankhaft in seinem Kampf gegen die Herero: „Vater, mit dir reitet das Recht!“¹⁶ Das Ergebnis dieses Ritts ist die Ermordung eines fliehenden Hereros durch einen Schuß in den Rücken. Während der Besprechung dieses Falls tritt große Meinungsver-

14 Sie dienten der Kolonialmacht, wie das Beispiel des Basler Missionars Geprägs deutlich belegen kann. Als sich der Widerstand gegen den Kolonialbesitzer verschärfte, schickte Rudolf Duala Manga Bell Gesandte in das ganze Kameruner Hinterland, um die Unterstützung anderer Chefs zu erbitten. In Bamum geschah dies: „L'émissaire Ndam arriva à Bamum le 26 avril [...], chargé de transmettre oralement un message au chef Njoya. Njoya [...] l'écoula en présence de ses conseillers. Ndam dit: „Le temps pour lequel le traité a été conclu avec les Allemands en 1884 est révolu. Manga veut aider les Noirs à sortir du fossé dans lequel ils sont tombés et à combler ce fossé“. Njoya doit l'aider. [...] „Les Allemands sont injustes, ils n'aiment pas les Noirs, mais les tourmentent et prennent beaucoup trop d'argent aux Noirs ... Les Anglais par contre n'agissent pas ainsi. Douala Manga a besoin du soutien des chefs en vue et si Njoya est d'accord, qu'il veuille envoyer un émissaire à Douala“. Aus Hochachtung und Angst vor der deutschen Regierung lehnte Njoya diese Hilfe ab und „Dans la soirée du 27 avril, Njoya rendit visite avec ses huit conseillers au missionnaire bâlois Geprägs à Foubam et, il lui demanda conseil. Le missionnaire lui conseilla de tout noter par écrit. Le 28 avril, Njoya donna les notes et Ndam enchaîné au missionnaire pour qu'ils soient livrés aux autorités allemandes“. A. Rüger, *Le mouvement de réistance de Rudolf Manga Bell au Cameroun*, in: *L'Afrique et l'Allemagne, de la colonisation à la coopération. Actes du colloque international „Cent ans de relations entre l'Afrique et les Allemagnes 1884-1984. Le cas du Cameroun. Yaoundé 8-14 Avril 1985“*, hrsg. von A. Kum'a Ndimbe III. Yaoundé 1986, S. 147-178, hier S. 170. Im Kursivdruck sind die „Aufzeichnung Jojas über den Vortrag Ndam's“. Fumban am 28.4.1914. Rüger zitiert aus dem RKA Nr. 4430, Bl. 171ff.

15 P. Keding, *Deutsch-Südwest* (Anm. 6), S. 25f

16 Ebenda, S. 26.

schiedenheit zwischen ihr und ihrem Liebhaber, dem Distriktschef Weller deutlich zutage. Weller will seine Freundin auf das Kommende psychologisch vorbereiten:

„Aber Sie wissen, daß alles persönliche Gefühl zurückzutreten hat, wenn die Pflicht des Amtes den Mann fordert. Ich hoffe, Sie trennen den Vertreter des Reiches von dem Freund!“¹⁷

Der Vater Greifenthal habe in einer „Stunde der Leidenschaft die Selbstbeherrschung“ verloren und mit Tötungsabsicht einem Fliehenden in den Rücken geschossen. In der Regel drohe ihm das Gefängnis, es sei denn, er fliehe vorher aus dem Land. Eine Anspielung, die sie sofort und virulent zurückweisen muß:

Ich aber sage, daß die Schwarzen den Vater unverschämte herausgefordert und bedroht haben! Ich sage, wenn tausend Herero hier stehen und wider ihn zeugen: Tausend freche Lügner stehen da, und alle zusammen vermögen von des Vaters Aussage nicht ein Wort zu entkräften. Ich sage: Unerträgliche Demütigung wäre es gewesen, hätte er anders gehandelt und wäre zurückgewichen! Für Sicherheit und Ansehen aller Weißen im Lande hat er sich eingesetzt!¹⁸

Nach dem tragischen Tod des Vaters wird sie keine Träne vergießen. Die andere verwitweten Frauen, die Zuflucht in der Station gefunden haben, erfahren nicht, daß auch sie schwer betroffen ist. Sie will entschlossen an dem Wiederaufbau des Zerstörten mitwirken. Mit demselben eisernen Willen sollte die Frau für den Schutz der weißen Rasse unbeirrt eintreten.

Man schürte in der Öffentlichkeit die Angst, daß ohne die Mitwirkung der deutschen weißen Frau ein solches Unternehmen nicht möglich wäre. Die deutsche Frau sollte hier vor allem als Bollwerk gegen die Entartung des deutschen Kolonialsiedlers und als Helferin dem Mann dienen. Darin heißt es, der deutsche Soldat habe durch sein Blutopfer das Land erworben, das es nun gilt, zu einer echten deutschen Heimat zu entwickeln. Die Mitwirkung der deutschen weißen Frau sei dafür unentbehrlich. Fehle es dort an ihr, drohe das Land, sein Deutschtum zu verlieren. Besonders nach dem südwestafrikanischen Feldzug kommt dies massiv in der kolonialen Frauen-Literatur zum Ausdruck. In damaligen Massenmedien hieß es, die deutsche weiße Frau solle es sein, die den deutschen Geist und die Kultur in die neudeutsche Heimat bringt:

„Festigung des Heimatgefühls, Festigung des Rassebewußtseins, Schutz der physischen und sittlichen Unversehrtheit, Erhaltung einer gesunden deutschen

17 Ebenda, S. 48.

18 Ebenda, S. 52.

Nachkommenschaft, das sind die grossen nationalen und kulturellen Aufgaben der deutschen Frau in Südwest.“¹⁹

Diese Anweisungen kommen in Elise Cramers Gedicht „Prolog“ deutlich zur Sprache:

[...]
 Wir suchen drüben keine Edelfunde,
 Nein, wollen selber tragen eine Fracht
 Von Schätzen nach dem neuerworb'nen Grunde:
 Was bei uns ruht in köstlich stiller Pracht
 Als goldner Hort in unsres Hauses Wänden –
 Den deutschen Geist – woll'n wir hinübersenden.
 Der Mann verlernt des Vaterlandes Sitten,
 Gar schnell verwischt sich ihm der Heimat Bild,
 Wo fremder Laut von Kaffern, Buren, Briten,
 Hereros täglich an das Ohr ihm quillt;
 Wohl dem dort unten, dem die Frau inmitten
 Der fremden Strömung, tatbereit und mild
 Sein Haus hilft bau'n, drin Heimatsleben sprieset,
 Das dann als Deutschtum durch das Neuland fliesset.
 Ein frommes Haus, wo noch das Christfest wichtig,
 Ein fröhlich Haus, wo gern man singt ein Lied,
 Ein fleissig Haus, wo ungefragt man tüchtig
 Sich jeder Arbeit freudig unterzieht –
 Solch Hauses Fundament ist fest und richtig,
 Ob es gedeckt mit Wellblech oder Ried,
 Ob's mitten steh' im Hottentottentreiben,
 Solch Haus ist deutsch und deutsch wir es verbleiben.
 Die deutsche Frau nur kann dies Haus errichten,
 Kann schüren seines Herdes heil'ge Glut;
 Man braucht sie dort mit ihrer ganzen schlichten
 Bereitschaft, mit dem frohen Opfermut.²⁰

Der Siedler: ein Herrenmensch

Hinsichtlich ihrer Auffassung der Beziehung zu den Einheimischen verstehen die kolonialen Siedler sich fast ausschließlich als Herren und Vollstrecker einer höchst nationalen Aufgabe. Sie handeln als solche und treten immer ausgerüstet mit ihren Machtinstrumenten auf: Flinte und Reitpeitsche. Zwischen ihnen – insbesondere in ihren Funktionen als Vertreter der

19 Die Aufgaben der deutschen Frau in Südwest. Auszug aus dem Vortrage des Herrn Oberbürgermeister Dr. Külz-Bückeberg, in *Kolonie und Heimat* 3 (1909/10), Nr. 8, S. 8. Zit. nach Esaie Djomo: „Des Deutschen Feld, es ist die Welt!“ Pangermanismus in der Literatur des Kaiserreichs, dargestellt am Beispiel der deutschen Koloniallyrik. Ein Beitrag zur Literatur im historischen Kontext, St. Ingbert 1992, S. 176.

20 E. Cramer, Prolog, in: *Kolonie und Heimat* 4 (1910/11), Nr. 9, S. 8.

Administration und der Justiz, der kolonialen Wirtschaft (Farmer und Händler) – und den Schwarzen herrschen keine horizontalen Verhältnisse. Im Vordergrund des Kampfes gegen die Einheimischen stehen in erster Linie die Vertreter der Agrarwirtschaft und des Handels, nämlich die Farmer und die Händler. In ihren Augen vertritt die Regierung alles andere als die Interessen Deutschlands. Zwischen Weiß und Schwarz habe die Regierung für die Schwarzen Partei genommen. In Keding's „Südwest“ kommt dieser Vorwurf am häufigsten in den Gesprächen zwischen dem Distriktschef und den Farmern zum Ausdruck. Im ersten Akt endet das allererste Gespräch zwischen Farmer Greifenthal und Weller „en queue de poisson“: Der Distriktschef fordert von dem Farmer Vorsicht im Umgang mit den Schwarzen; „ungesetzliche(...)“ Aktionen²¹ seien zu vermeiden, nicht nur wegen des Kriegszustandes zwischen Deutschen und Herero, sondern auch, weil diese die Regierung in Verlegenheit bringen. Der Farmer lehnt den Vorschlag ab, und damit tritt die erste Opposition zwischen Regierung und Farmer zu Tage. Händler Rehbein zeigt eine ähnliche Haltung gegenüber der Regierung. Zwischen ihm und Weller herrscht große Uneinigkeit über Wege, die zum friedlichen Leben zwischen Weißen und Schwarzen führen:

Weller: Es geht nicht nur auf Ihre Rechnung und Gefahr, Rehbein! Sie gefährden auch Ihre Landsleute! Die vielen Gewehre und Patronen, die Sie und Ihre Kollegen in der guten alten Zeit den Herero verkauft haben, die haben die Herero noch! – Bedenken Sie auch, daß zwölf Soldaten zur Zeit die ganze Wehrmacht des Distriktes sind. Es darf nichts geschehen, was geeignet wäre, Unruhe unter die Eingeborenen zu tragen!

Rehbein: Schönen Dank für die guten Lehren! Aber ich bin über zwanzig Jahre im Land und weiß, wie ich mich zu verhalten habe! Der Feldhandel ist wahrhaftig kein Vergnügen! Wenn uns da die Regierung noch zwicken will, als ob wir im kultiviertesten Europa lebten – dann soll ein anderer in Südwest glücklich werden!²²

21 Ein Beispiel solcher Aktionen ist eine über die „erlaubte Grenze“ hinausgehende Prügelstrafe. In den deutschen Kolonien war die Anwendung der Prügelstrafe gesetzlich geregelt. Die diesbezüglichen Gesetze bestimmten sowohl das Maß und den Stoff des Marterinstruments (1 m. Nilpferdpeitsche, Schambock oder Kiboko, das Tauende), die Anzahl der Schläge (25 bis 50), die so zu bestrafenden Personen und die Vollzieher der Bestrafung. Als ob dies für die Opfer nicht demütigend genug wäre, überschritt man in den Kolonien oft die Grenze eines Gesetzes und einer Praxis, die nur für die deutschen Afrika-Schutzgebiete galten. Siehe hierzu M. Schröder: Prügelstrafe und Züchtigungsrecht in den deutschen Schutzgebieten Afrikas (Anm. 5); T. von Trotha, „One for Kaiser“. Beobachtungen zur politischen Soziologie der Prügelstrafe am Beispiel des „Schutzgebiets Togo“, in: P. Heine/U. van der Heyden (Hrsg.), Studien zur Geschichte des deutschen Kolonialismus in Afrika. Festschrift zum 60. Geburtstag von Peter Sebald, Pfaffenweiler 1995, S. 521-551 und F. F. Müller, Kolonien unter der Peitsche. Eine Dokumentation. Berlin 1962.

22 P. Keding, Deutsch-Südwest (Anm. 6), S. 31.

Für die Siedler darf man keine Härte gegen den Schwarzen scheuen. Sie weisen die Ratschläge des Distriktschefs energisch zurück. Denn die „schwache“ Regierung, so Rehbein, mache „dem Siedler durch ewige Bevormundung das Leben schwer“. ²³ Dies mag seine Schadenfreude für den Zwischenfall Greifenthal erklären. Der Mann, der ihm soeben eine Lektion über die guten Beziehungen zwischen Weiß und Schwarz erteilen wollte, sitzt jetzt zwischen den Stühlen: Er muß seinen künftigen Schwiegervater verhören und die passende Entscheidung treffen. Gegen Ende dieses Gesprächs mit Schliebenow erscheint Marta. Vom Farmer Rehbein muß sie folgende pikante Bemerkung einstecken:

Ich habe in Ojikambi dringliche Geschäfte. – Alles Gute für den Prozeß! – Es weht ein scharfer Wind von oben den Weißen ins Gesicht. Aber mit der schwarzen Granden, mit Witboi und Samuel Maharero trinkt der Gouverneur aus derselben Kalebasse. Schutzgebiet – für die Schwarzen – Schutzgebichtslosigkeit – für die Weißen! – Hoffentlich geht's ohne Gefängnis für den Vater! Also, alles Gute! ²⁴

Kedings Herrenmenschengestalten sind in der Tat gescheiterte Menschen, die „en désespoir de cause“ als Glücksucher den Weg in die Kolonie gesucht haben. Dies trifft insbesondere für die Farmer Schliebenow und Greifenthal zu. Farmer Schliebenow, der Freund und Nachbar der Greifenthals, ist unter den Weißen der einzige, der ein gewisses Verständnis für die Erhebung der Einheimischen zeigt. Zwischen den Fronten behält er gegen alle anderen eine neutrale und nüchterne Position. Den Greifenthals muß er die Ursachen des Unmuts der Schwarzen erklären:

Besondere Ursache, sich über die deutsche Schutzherrschaft zu freuen, haben die Kerle doch eigentlich nicht. In manchen Dingen hatten sie es früher besser, als noch keine deutsche Regierung den Daumen auf das Spundloch des Brandtwein-fasses drückte. Konnte man es nicht verstehen, wenn sie eine günstige Gelegenheit wahrnehmen, uns wieder loszuwerden? ²⁵

In der darauffolgenden Diskussion vertritt er die These, daß Lüge, Faulheit, Undankbarkeit, Verlogenheit und sämtliche „arge Charaktereigenschaften“, die seine Gesprächspartner den Afrikanern zuschrieben, keine allein afrikanischen seien, sondern überall in der Welt, auch in Deutschland, vorkommen. Die vorurteilsbehaftete Bemerkung Rehbeins, wonach die Herero „auf Christentum und Rechtsstaat (pfeifen)!“ ²⁶ muß er korrigieren; die Härte

²³ Ebenda, S. 44.

²⁴ Ebenda, S. 45f.

²⁵ Ebenda, S. 16.

der Deutschen den Herero gegenüber ist daran schuld, daß letztere die Weißen verachten:

Immer langsam, Rehbein! Wie war's den früher? Mächtig übers Ohr gehauen habt Ihr die Schwarzen. Aber wenn Ihr Euch mausig machtet, dann haben Euch die treuen Kunden auch mal über die Wagendeichsel gezogen. Kümmerliche Zustände waren das! Gut, daß sie vorbei sind.²⁶

In der von sturen und fundamentalistischen Kolonisten bewohnten Welt stellt Schliebenow also eine Ausnahme dar, nicht zuletzt wegen seiner analytisch kritischen Beurteilung der Ereignisse. Wer ist denn dieser Mann? Eine Antwort auf diese Frage findet sich in einem Gespräch zwischen ihm und Marta von Greifenthal im dritten Akt. Aus seiner Selbstdarstellung erfährt man einiges über ihn. Als erster Sohn eines Pastors aus Pommern studierte er widerwillig zunächst Theologie, aber fand „den Weg nicht und wollte umkehren. Doch an der Starrheit des Vaters scheiterte mein Wille.“ Nach dem Tod des Vaters begann er ein neues Studium, das der Medizin, und mußte als „alter Bursch“ neben den „jüngsten Füchsen im Kolleg sitzen“. Das Ergebnis: es war ihm „döeh schwerer“ als er sich vorgestellt hatte:

Langsam rostete die Lust am Studieren ein, und das Erbteil schrumpfte zusammen. Aus dem freien Burschen war ein unfreier Mann geworden. Und eines Tages war das Ende eines vierundzanzigsemestrigen Studiums die Dampferfahrkarte dritter Klasse Hamburg – Kapstadt, von teuren Anverwandten²⁷ nebst spärlichem Bargeld mir in die Hand gedrückt. (Geht lachend zum Fenster).

Zuerst „(zog) der cand. Med. a. D. goldsuchend durch Kapland, arbeitete in Kimberleys Diamantenfeldern und fuhr Frachtwagen“. Und später, nachdem er sich Geld gesammelt hatte, „trieb es den Heimatlosen dahin, wo die deutsche Flagge wehte: Im Damaraland wurde die Farm gekauft und gestockt.“ Auf die darauffolgende Frage der jungen Dame, ob er die Absicht habe, eines Tages zurück nach Deutschland zu fahren, antwortet er, daß er in der Kolonie „festgewachsen für alle Zeit“ sei.²⁸ Daraufhin beschreibt die Gesprächspartnerin den Weg ihrer Familie nach Südwest:

Aus der Jugend wird manchmal die Lebensfreude vergällt. Auch wir waren vom Schicksal zermüht, als wir hier landeten. – Sie wissen, der Vater war Offizier. Da, eines Tages, ein Sturz vom Pferde, ein Splitterbruch am Fuße und schwere Gehirnerschütterung. Im besten Mannesalter stand der Rittmeister a. D. nach langem Krankenlager am Ende seiner Laufbahn. – Der Vater war verbittert, und

26 Ebenda, S. 45.

27 Ebenda, S. 47.

28 Ebenda, S. 47f.

die Mutter trug mit an seinem Kummer. – Einmal aber leuchteten seine Augen wieder auf, sein einziger Sohn stand vor ihm in der Offiziersuniform seines alten Regiments. – Es sollte eine kurze Freude sein. Ein Jahr später lag der Junge tot in seiner Wohnung. Schulden, in Torheit und Leichtsinn gemacht, hatten ihn zum Revolver greifen lassen. – Der Vater bezahlte. Der größte Teil unseres Vermögens und der Rest unseres Glückes waren dahin. Manches Häßliche kam hinzu. Ein Kavalier, der meinen siebzehn Jahren den Hof gemacht hatte, verschwand. – Es war kein Verlust. Aber das Leid der Eltern fraß an meiner Jugend! Seitdem hatte ich ein Gratten vor der Heimat. – Und als der Vater dann eines Tages von dem Entschlusse sprach, nach Südwest zu gehen, um dort zu farmen: da habe ich aufgejauchzt in Freude und Hoffnung.“²⁹

Fazit

Der europäische Kolonist läßt sich als ein psychisch gestörter Mensch verstehen: Als Vertreter der Kirche ist seine Verhaltensweise ambivalent; die Frau versteht sich als dezidierte Helferin des Mannes und Beschützerin der Rasse; als Siedler ist er besonders durch seine Herrenmenschenmentalität gekennzeichnet. Die folgende Bemerkung Schröders gibt genaue Einsicht in die Psyche jenes Menschen und erklärt seine Handlungen in der Fremde, eine Feststellung, die auch hier ihre volle Gültigkeit behält. Sie „empfangen sich selbst als treue Pioniere für das Vaterland, die, Gut und Leben opfernd, ständig um ihre Existenz ringend, als Vorkämpfer voranschritten, um künftigen Geschlechtern den Weg zu weisen. In erster Linie aber war der Neubeginn in den Kolonien für Farmer, Siedler und auch einige ‘gescheiterte Existenzen, Glücksritter und mittellose Abenteurer’ ein Kampf um die Gründung einer neuen Heimat für sich und ihre Familien.“³⁰

²⁹ Ebenda, S. 48.

³⁰ M. Schröder, Prügelstrafe und Züchtigung in den deutschen Schutzgebieten Schwarzafrikas (Anm. 5), S. 108.